

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 252.

Posen, den 1. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(Nachdruck verboten.)

An den Häusern am Hang stieg blauer Rauch in die silberne Abendluft. Der herben Kühle, die vom Riesengebirgskamm herüberwehte, vermischte sich der warme Hauch der Herdstellen, woran sich die Menschen flüchteten, damit die große Einsamkeit der Nacht ihre zagenden Seelen nicht ins Uferlose reiße.

Marie hatte die Suppe auf dem Herd gerückt, daß sie heiß blieb und doch nicht anbrennen konnte. Die kleine Küche war sauber und schmuck, der Tisch weiß gedeckt, wie Stefan es liebte. Nun sah die junge Frau nach dem buntbemalten Zifferblatt der Uhr, nahm ein Tuch um und trat vor die Haustür. Bald mußte er kommen.

Der schmale Weg, der zwischen den Wiesen vom Tal heraufführte, war noch leer. Marie senkte plötzlich den dunklen Kopf; eine heiße Röte stieg in ihr hübsches Gesicht. Stand sie nicht hier, wie eine Braut, die auf ihren Liebsten wartet? Dabei war sie doch schon zwei Jahre mit Stefan verheiratet, — zwei Jahre voll Freude, Frieden und Geborgenheit.

Sie lehnte sich fester an den Pfosten der Haustür und atmete tief und dankbar. Wie gut es nach dem harzigen Holz roch, das sie verfeuert hatte! Zwei hohe, runde Stöße standen drüben neben dem Schuppen, — der ältere schon silbergrau verwittert, der andere noch frisch, bräunlich und hell. Stefan hatte in seiner freien Zeit das Holz herbeigeschafft, gesägt, zerhackt und kunstvoll zu Türmen geschichtet, — froh und geschmeidig, wie im Spiel, wie er alle Arbeit tat. — Wieder trieb ihr eine warme Welle vom Herzen das Blut in die Wangen. Gewaltsam zog sie ihren Blick vom Wege ab und ließ ihn über die dunklen, waldigen Hänge emporsteigen bis zum Kamm, der sich grau und steinig, teilweiße schneegefleckt dahinter erhob. Ein feiner, schwacher Lila-Schein geisterte über den Gipfeln. Auf der Koppe glänzten ein paar Fenster wie Diamanten, und die Schneegrubenbaude mit ihrem Turm zeichnete sich spielzeughaft zierlich vom Abendhimmel ab. Oft hatte sie das auch früher gesehen, — stumpf und gleichgültig, wie die anderen es sahen, — als Kind, als junges Mädchen und später noch. Stefan erst hatte sie gelehrt, sich zu freuen. Mit seinen Augen blickte sie jetzt in die Welt. — Ob er noch immer nicht kam?

Ganz unten auf dem Wege tauchte eine Gestalt auf. Weshalb erschrak sie denn so sehr? Sie zog das warme Tuch fröstelnd enger um die Schultern. Stefan war das nicht. Herrgott im Himmel, das war doch — — — ?!

Schwer ging der Feldgrau unter der Last des hochbepackten Tornisters, unter dem Druck des Stahlhelms, der ihm tief im Gesicht saß. Langsam, langsam kam er den Weg herauf. Jetzt war er an der Brücke vorüber, die über den Bach zu Nachbar Schwedlers Anwesen führte.

Marie köhnte und schloß, von Grauen geschüttelt, die Lider. Nur ein paar Sekunden. Dann tat sie sie wieder auf und erkannte: Der Weg war leer. Wie

ausgelöscht war der, den sie im Wachen geträumt? Oder war einer auferstanden, der schon seit Jahren im fernen Rußland begraben lag?

Begraben? Wirklich tot und begraben?

Weshalb stiegen jetzt plötzlich die Zweifel wieder empor, die sie früher so oft gepeinigt und gequält hatten? Paul Vogt, ihr erster Mann, war 1916 in Rußland schwer verwundet worden. Kameraden hatten es ihr geschrieben. Er konnte nicht geborgen werden, da die Deutschen dort plötzlich zurückweichen mußten. Die ersten Nachrichten meldeten: „Vermißt“. Zunächst hatte sie noch gehofft und gehofft. Es war doch so unfassbar, daß ein Mensch, der eng, ganz eng an ihrer Seite gelebt hatte, einfach wegblieb, niemals wiederkam, und die eigene Frau sollte noch nicht einmal erfahren, wo sein Grab war. Ihr schlichter, klarer Sinn wehrte sich gegen die brutalen Ungeheuerlichkeiten des Krieges, wollte sie nicht fassen. Allmählich, im Laufe der Jahre, kam dann das Begreifen. Wohl hatte sie sich erst noch gestraubt, als der Verschollene auf Betreiben seiner einzigen Schwester, der neben der kinderlosen Witwe das kleine Erbe zustand, für tot erklärt werden sollte. Dann hatte sie auch darein gewilligt, weil — Stefan Kaiser inzwischen in ihr Leben getreten war — Stefan, der Sonne und Wärme mit sich brachte und alles verdrängte, was an Schatten noch in ihrem Herzen gewohnt hatte.

Sie horchte auf. Das war sein Schritt; hell klang er auf den Steinen des Weges. Froh, der gelbe Pinscher, schoß hocherfreut um die Hausecke und lief ihm lustig bellend entgegen. Der stattliche, schlanke Mann bückte sich und streichelte den kleinen Kerl; dann hob er die Hand und winkte: „Grüß Gott, Marie!“ — Er stammte von drüben, von jenseits der nahen Grenze. „Der Biehm“ nannten ihn deshalb die wenigen, die ihm nicht wohlwollten.

Sie nickte ihm nur kurz und ein wenig herb zu. Aber er kannte sie und die schamhafte Sprödigkeit ihres Wesens, hinter der sich doch soviel Zärtlichkeit für ihn verbarg. Gutmütig lächelnd legte er den Arm um sie. „Schau“, Mirzl, wie schön die Berge schimmern! — Weißt du übrigens, wie sie drunten unser Häusel jetzt nennen? Das Mohnhäusel. Ein feiner Name, gelt?“

„Mohnhäusel?“

„Ja, nach den Mohnblumensträußen, die ich auf die Fensterläden gemalt habe.“

Sie traten mittammen ein wenig zurück und betrachteten stolz das alte, silbergraue Holzhaus, von dem sich im letzten blanken Tageschein die blaugrauen Läden mit den roten Blumensträußen so gut abhoben. Stefan war ein geschickter Glasmaler und in der großen Glashütte in S. beschäftigt. Es steckte sogar ein echter, rechter Künstler in ihm, aber er wußte es nicht.

Sie gingen ins Haus. Und während Stefan sich wusch, nahm Marie seinen Rock, um ihn draußen vor der Haustür abzubürsten. Im Flur drückte sie erst einen Augenblick ihr Gesicht in das Kleidungsstück, das noch die Wärme seines Körpers an sich trug. Es war ihre Art so; sie verschwendete heimlich manche Zärtlichkeit an seinen Sachen, weil sie sich scheute, ihm selbst ihre große, heiße Liebe zu zeigen.

Die grauen Schleier der Dämmerung sanken überraschend schnell herab, der Lila Schein auf dem Kamm

verbläppte, die Umrisse verwischten sich. Ein paar gelbe Lichtpünktchen funkelten nadelspitz auf der Schneefuppe und weiterhin am Ramm entlang und verrieten die verschiedenen Bänden. Fern hupte ein Auto, schrillte ein Eisenbahnpfiff in die eigentümliche Leere hinein, die nach dem Erlöschen des Tages auch die vertraute Umgebung ins Unendliche dehnt, so daß der Mensch sich plötzlich fremd, einsam und verlassen fühlt ohne die goldene Bindung des Lichts. Schlich nicht wieder ein Schatten da unten bei Schwedlers Brücke heran — ein Mann im Stahlhelm und feldgrauen Rock? — Marie schauderte, als sie an die rätselhafte Erscheinung von vorhin dachte. Was hatte das zu bedeuten gehabt? Sie hielt die Antwort schon in der Hand und wußte es nicht. Aus Stefans Rock war beim Ausschütteln ein Brief gefallen; den hob sie jetzt auf und nahm ihn mit ins Haus.

„Was ist denn das für ein Brief?“ fragte sie auf der Küchenschwelle.

Er sah schon am Tisch. „Komm', Mirzl! Hast keinen Hunger? — Der Brief? Auf den hatt' ich ganz vergessen. Den hat mir der Postbote für dich gegeben. Späßig ist es. Schreibt da einer noch an Frau Marie Bogt, wo du schon seit zwei Jahren meine Frau bist.“ Das Lächeln auf seinem Gesicht verschwand jäh. „Mirzl, — um Schwestern — was — was ist denn?“

Sie schob ihn von sich weg und sank auf einen Stuhl. „Lasse nur, — laß', — die Schrift, — vielleicht — ist es nicht wahr, — vielleicht — — —“. Sie versuchte den Brief zu öffnen; es gelang ihr nicht. Er nahm ihn aus ihren flatternden Händen, schnitt ihn auf, trat näher an die Lampe heran und las. Ihr angstvoller Blick hing an seinen Lippen. „Ein Scherz,“ sagte er endlich mit unsicherer Stimme, „ein schlechter Scherz muß das sein.“

„Gib her!“

Er überließ ihr ratlos das Blatt. Ihre Augen tasteten über die Zeilen. Da stand in der großen unbeholfenen Kinderschrift, die sie so oft genau aus Feldpostbriefen kannte, und deren Anblick sie einst ersehnt hatte in Sorge und Angst, — da stand:

„Liebe Frau!

Du wirst Dich wundern, denn Du hast wohl gemeint, ich bin tot. Aber ich war nur gefangen in Rußland. Nun bin ich endlich zurück. Heute und morgen werde ich und bleibe noch in Berlin beim Kamerad Lehmann. Aber Sonnabend da komme ich heim. Gucke nicht od' heem! Liebe Marie, ich bin ja reene tumm vor Freude. Es grüßt Dich

Dein Paule.“

Ich bringe Dir auch was Feines mit.“

Die beiden Menschen in der kleinen, hellen, freundlichen Küche starrten sich entsezt an. Ihre Glieder, ihre Rippen waren wie gelähmt.

Ein paar Funken knisterten im Herd. Die Uhr tickte hart. Draußen wehte und schnauzte der kalte Atem der Berge ums Haus. Sonst war alles still.

Aber plötzlich schrie die Frau auf: „Nein, nein, nein!“, daß es durch die Stille gekelte. Und immer wieder: „Nein, nein, nein!“, wild und schluchzend, als könnte sie mit diesem verzweifelten Protest das Entsetzliche aus der Welt schaffen. Und sie vergaß alle Schen und warf sich ihrem Manne an die Brust und umschlang ihn und überströmte sein liebes Gesicht, seinen Hals, sein dunkles Haar mit heißen Küßen. „Dein bin ich, — dein bleibe ich!“

Er hielt sie fest, er küßte sie auch, er streichelte sie mit zitternden Händen — wieder und wieder. „Marie, — Mirzl, — Liebes, gehe, sei ruhig! Ganz ruhig! Alles wird wieder gut. Ich gebe dich nicht her!“ Aber seine sonst so warme, tönende Stimme klang wie zerbrochen.

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Paul Bogt in S. an. Enttäuscht blickte er sich auf dem kleinen Bahnhof um. Marie war nicht da. Er hatte ihr allerdings den Zug nicht geschrieben. Aber wenn er gehört hätte, daß seine Frau nach so vielen Jahren zurück-

kommen würde, dann wäre er Tag und Nacht nicht vom Bahnhofe gewichen. Nu ja, nu nee, — er war halt ein Mann. Marie schämte sich wohl, ihm vor allen Leuten um den Hals zu fallen; sie war ja schon immer so gewesen. Eine gute, treue Seele blieb sie deshalb doch. Sein Miezla!

Der Hielscher Ernst, der ihm die Fahrkarte abnahm, sah gleichgültig an ihm vorbei. Kannte ihn der denn nicht mehr? Sie waren doch Schulkameraden gewesen. Aber es war gut so. Nur sich jetzt nicht zu erkennen geben, sonst hielt man ihn auf! Und ihn trieb es wie im Kieber heim, zur Marie.

Stattlich stand der Wald. Das waren Stämme! Und nicht so eine Widnis, wie da hinten in Sibirien, wo er zuletzt als Holzfäller gearbeitet hatte. Ob er hier bei der gräßlichen Forstverwaltung wieder ankam? Schlimmstenfalls werde ich und gehe selbst amal zum Herrn Grafen, dachte er. Der is a niedlicher Herr, — der läßt a alten Kriegsteilnehmer ni im Stiche.

Sorglos schwenkte er den Pappkasten, den er an der Hand trug, und lachte in sich hinein. Freue dich, Frau, — freue dich, mei Miezla! Er kam ja nicht mit leeren Händen. Er hatte gearbeitet da drüben und sich etwas erspart. Ein Kleid brachte er ihr mit, ein rotes Samtkleid. In Rot ging sie so schön.

Das war ein Gerenne und Gelaufe gewesen gestern in Berlin. Der Kamerad Lehmann, mit dem zusammen ihm endlich die Rückkehr gelungen war, hatte ihn nicht gleich wieder fortgelassen. Und die Frau, die hatte gar nicht gewußt, was sie ihrem Maxe und ihm vor Freude alles zugute tun sollte. Aber so eine große Stadt, so ein Ameisenhaufen! Abends hatten sie ihn noch in ein Theater geschleppt. Ihm war noch jetzt ganz wirr im Kopfe, wenn er daran dachte. Großartig war es ja gewesen. A Gefinkel und Gefunkel und die laute Musik! Aber die Weibsen, — die vielen nackten Weibsen! Später würde er es der Marie einmal erzählen müssen. Er nahm die Mühe ab, denn ihm war schwül geworden, und strich sich über die Stirn und das ergraute, dünne, blonde Haar und sehr behutsam über die große, rote Narbe, die sich von der linken Wange nach dem Hinterkopf zog; auch das Ohr war verstümmelt. Es gab wohl bald anderes Wetter, denn er spürte wieder das „verflischte“ Reitzen in der Narbe.

Jetzt trat er aus dem Walde und sah über dem Ramm die blaugraue Wolkwand, hinter der die Koppe ganz verschwunden war. Dazu blies ihm Rübzahl von da oben her mit vollen Baden entgegen. Er setzte die Mühe wieder auf — recht fest — und lachte und schimpfte: „Wart' od', du ahler, grober Kerle! Soll das a Willkommen sein, he?“ — Aber „gutt“ tat's doch. Man merkte daran, daß man „heeme“ kam. Der Weg ging sich auch gerade noch so steinig und holprig wie früher. Was nukte es, wenn sie ihn immer wieder ausbesserten! Das Wasser riß im Herbst und im Frühjahr doch alles immer wieder herunter. — He, holla, das war ja die alte Schwedlerin! „Nu, Mutter Schwedler, wie geht es?“

Die Alte, — sie mußte nun wohl schon weit über achtzig sein, — starrte ihn erstaunt an.

„Aber kennt Ihr mich denn garni mehr? Ich bin's od', der Bogt Paule!“

Er wollte ihr die Hand reichen, doch sie wich mit einem leisen, rauhen Schrei zurück und hastete, so schnell sie ihre bebenden Beine trugen, entsezt ins Haus. Dort kroch sie in den Ofenwinkel und weinte. Niemand brachte etwas aus ihr heraus. Aber sie war fest davon überzeugt, daß sie nun sterben mußte, weil ihr ein Abgeschiedener erschienen war. Und wenn sie auch täglich den lieben Gott angerufen hatte, daß er sie erlösen möchte, weil sie nichts mehr auf dieser schlechten Welt zu verlieren hätte, so war das doch nicht so ernst gemeint gewesen, und sie hatte heimlich immer noch auf eine Gnadenfrist gehofft (wie wir alle hoffen, — hoffen, solange wir leben).

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Mommsen, der Geschichtsforscher

Gedenkblatt zu seinem 25. Todestage (1. November 1928).

Von Professor Dr. Eugen Wolke.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Gebiete der deutschen Literatur betrachtet das Ausland die siebziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts — trotz Storm, Keller und E. J. Meyer — als eine Zeit unfruchtbarer Epigonentums. Zu Helmholz, Wichow und Mommsen hingegen blickte In- und Ausland als zu Herren der Wissenschaft empor. Obgleich Eduard Engel weißsagt, Mommsens Lebenswert werde seine Geltung verlieren, wie die einst gleichfalls hochberühmten Geschichtsbücher von Schlosser, Raumer und Gerwinus, so wird dennoch G. u. L. w. recht behalten, der da behauptet: „Mommsen lebt in seinem Werk.“ Der schleswigsche Dorfpfarrersohn Theodor Mommsen (geboren 1817) gehörte bereits als Primaner des Christianeums in Altona einem „Wissenschaftlichen Verein“ zwecks privater Beschäftigung mit den lateinischen Schriftstellern an — Arbeitsunterricht! —; aber auch die literarischen Erzeugnisse der Zeit unterzogen die jungen Leute scharfer Kritik. An der Universität Kiel studierte er von 1838 bis 1843 Rechtswissenschaften und Altertumskunde. Die Beschäftigung mit dem römischen Strafrecht wurde die Keimzelle zu seiner Geschichte des römischen Staates, der — wie er meinte — „erst von der römischen Jurisprudenz sein Licht empfängt“. Besonders fesselten ihn die römischen Inschriften, die er später in einem monumentalen „Corpus inscriptionum Latinarum“ sammelte.

Weder während noch nach Abschluß seines Studiums war Mommsen ein welfremder Stubengelehrter. Das beweist ein „Niederbuch dreier Freunde“, das er mit seinem Bruder Tycho und mit Th. Storm herausgab. In diesem ist der junge Tycho mit fröhlichen Liedern und Satiren vertreten. An eine Universitätslaufbahn dachte Mommsen zunächst nicht. Als Lehrer an Mädchenpensionaten, sowie als Mitarbeiter bzw. Schriftleiter an Tageszeitungen („Hamburger Börse“, „Neue Mieler Blätter“ usw.) fristete er sein Dasein, bis ein ihm auf zwei Jahre verliehenes dänisches Staatsstipendium zu einer Italienreise seinem wissenschaftlichen Streben Ziel und Richtung wies. Eine Ausgabe der römischen Gesetzesurkunden sollte ihm den Zugang zur Dozentenlaufbahn erschließen.

Nach der italienischen Reise wurde er als Professor an die Universität Leipzig berufen. Er las hier nicht bloß über juristische Dinge, sondern auch über römische Geschichte und römisches Staatsrecht. In diese Zeit fallen die Freiheits-, Einheits- und Verfassungsbestrebungen des deutschen Volkes, die in dem Leipziger „Deutschen Verein“ ihren Widerhall fanden. Mommsen schloß sich an. Auf Grund der Beschuldigung, dieser Verein arbeite auf gewalttätige Einführung der vom Frankfurter Parlament zu beschließenden deutschen Reichsverfassung und auf ein einiges Deutschland mit Preußen an der Spitze hin, wurde Mommsen wegen dieser „hochverrätherischen Umtriebe“ zu neun Monaten Gefängnis beurteilt; in zweiter Instanz zwar freigesprochen, aber seines akademischen Beirames entbunden.

Die Universität Jülich nahm den tüchtigen Gelehrten gern auf, doch folgte dieser bereits zwei Jahre später einem Ruf an die Universität Breslau, die er — auf Alexander von Humboldts Empfehlung — 1858 mit Berlin verabschiedete. Eingebettet in ein glückliches Familienleben, dem elf Kinder entsprossen, konnte sich Mommsen in den 45 Jahren seiner Berliner Tätigkeit wissenschaftlich voll ausleben.

Sein Hauptwerk ist die vierbändige „Römische Geschichte“, eine einheitliche, zusammenhängende Vorführung verschiedenster Seiten des Volkslebens und zugleich eine Aufzeigung der Triebkräfte, die es durchpflustern. Ziel seiner Geschichtsschreibung ist, „die Steigerung von der unvollkommenen zu der vollkommenen Kultur und die Unterdrückung der minderzukunftsreichen oder auch nur minderentwickelten Stämme durch höherstehende Nationen so weit wie möglich rückwärts zu verfolgen“.

Leider blieb die „Römische Geschichte“ unvollendet. Wie er sich im Alter nicht mehr die Leidenschaft zutraute, Cäsars Tod zu schildern, so fehlte ihm auch der religiöse Schwung, die Entstehung und Auswirkung des Christentums darzutun. Die Zahl seiner kleineren historischen Arbeiten ist Legion.

Bildeten Geschichtsforschung und -schreibung die wissenschaftliche Ausstrahlung seines Genies, so stellte Politik dessen ethische dar. Einen Gegensatz zwischen geistiger Arbeit und praktischer Betätigung, zwischen Weltgeschichte und Tagespolitik gab es für Mommsen nicht. Politisch stand er den liberalen Parteien nahe, als deren Vertreter er in den sechziger Jahren für Halle und dem Saalkreis, von 1873 bis 1879 für Cottbus-Spremberg-Malau in den Landtag einzog. Von 1881 bis 1887 war er Mitglied des Reichstags, trotz seiner unbedingt staatserkhaltenden Einstellung ein Verteidiger des Zusammenschlusses mit der Sozialdemokratie. In historischem Prozesse, so nicht auf dem Wege der Gewalt, müsse — so glaubte er — das Edle schließlich über das Gemeine siegen; und doch sprach er sich am Abend seines Lebens, angeblickt so mancher trüben Beiderdeinung, resigniert über die „Unverbesserlichkeit des Menschengeschlechts“ aus.

Mommsen war ein Weltbürger, aber er war auch ein guter Deutscher. Noch mehr: er war das, was er Ludwig Bambergern nachrühmte: der Deutsche der Deutschen. Und so lebt mit seinem Werk das Gedächtnis seiner großen, starken, harmonischen Persönlichkeit.

Kernworte von Theodor Mommsen.

„Möchte ein jeder, der bei der Anstellung von Universitätslehrern mitzuwirken berufen ist, stets dessen eingedenk bleiben, daß die voraussetzungslose Forschung das Palladium des Universitätsunterrichts ist.“

„Gesetze sind schriftliche Notizen über Rechtsanschauungen; Notizen, die naturgemäß immer hinter den sich fortentwickelnden Erkenntnissen der Menschen zurückbleiben.“

„Die Vox populi ist der laute Ausdruck des über die schwer beweglichen Gesetze hinausgewachsenen Rechtsgefühls und Rechtsbewußtseins. In diesem Sinne ist „Volkes Stimme Gottes Stimme“.“

„Es ist mit dem Krieg wie mit der Feuersbrunst; das Angünden ist so leicht, wie das Bösen schwierig. Der König rief, und alle kamen, sagten wir bisher; alsdann wird der Kaiser rufen, und was es heißt, daß alle Deutsche kommen auf des Kaisers Ruf, das werden die Feinde des deutschen Namens alsdann erfahren. Die Gerufenen werden nicht alle zurückkehren, aber wer im Heimzug der Sieger fehlt, dessen Name wird in Ehren bleiben und weithin leuchten.“

„Nach dem gleichen Naturgesetz, nach dem der geringste Organismus unendlich mehr ist als die kunstvollste Maschine, ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr als der genialste und humanste Absolutismus.“

Theodor-Mommsen-Anekdoten.

Theodor Mommsen wurde am 30. November 1817 zu Garding geboren und starb am 1. November 1908 zu Charlottenburg.

Mommsen in Verzweiflung.

Als die Berliner Akademie bei der Geldbeschaffung für Mommsens großes Werk „Corpus inscriptionum Latinarum“ Schwierigkeiten bereite, meinte Mommsen verzweifelt: „Es sei eben so leicht, die Tauffeinde der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande herbeizuschaffen, wie in dieser Sache ein Ende abzusehen.“

Mommsen als Kritiker eines Kaisers.

Napoleon III. hat ein Werk über Cäsar geschrieben, welches ein deutscher Vater seinem Sohne schenken wollte. Als er vorher Mommsen um Rat fragte, ob das Werk für seinen Sohn geeignet sei, stellte Mommsen die Gegenfrage:

„Wie alt ist Ihr Sohn?“

„Vierzehn Jahre.“

„Dann ja!“ sagte Mommsen. „Ein Jahr älter n...“

Buche entwachsen gewesen.“

Mommsens Wahrheitsliebe.

Wenn Mommsen sich in einem Vortrage geirrt hatte, in der nächsten Stunde ganz offen: „Meine Herren, was ich behauptet habe, hat sich als unrichtig erwiesen.“

Mommsen und Menzel.

Mommsen und Menzel trafen sich eines Abends in den „Saunen“ des Berliner Presseklubs, die damals im vierten Stock gelegen waren:

„Wir werden wohl beide bald noch viel höher steigen müssen,“ meinte Mommsen.

„Da lasse ich Ihnen den Vortritt,“ entgegnete Menzel. (Menzel ist tatsächlich auch erst nach Mommsen gestorben.)

Mommsen als Abgeordneter.

Als Mommsen Abgeordneter des Wahlkreises Malau war, gab dies dem sonst so ernstem Helmholz Anlaß zu einem Scherz. Letzterer hielt nämlich die Festrede zu Mommsens 60. Geburtstag und begann also:

„Darf ich in der Weise seines Wahlkreises von ihm reden, so möchte ich sagen, Mommsen ist weder La h l noch La u l!“

Ein Heiratsgesuch von anno dazumal.

Im Jahre 1840 erschien im „Münchener Cüboten“ ein Heiratsgesuch des alten siebzigjährigen Sonderlings, Freiherr v. Broich-Hallberg. Der alte Herr wollte nach dem Tode seiner Gattin noch einmal das Glück von neuem herausfordern und schrieb also:

„Ich bin nach dem Kalender zwar über siebzig Jahre alt, nach meinem Wohlbefinden aber erst 25! Diejenige, welche ich heiraten will, muß 16–20 Jahre alt sein, schöne Haare, schöne Zähne und schöne, kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven Eltern abstammen und ihr Ruf ohne allen Makel sein. Sie muß sich sehr

